LB 629
.H5
Copy 1

Hanschild

Pestalozzi,
über den Staat.

Rede,

bei der Feier des Pestalozzi-Festes

am 12. Januar 1851 zu Leipzig

gehalten

und bei Gelegenheit des

dritten Berichtes

über das

Moderne Gesammtgymnasium in Leipzig

veröffentlicht

von

Dr. Ernst J. Hauschild,
Director.

Leipzig 1851.
Gedruckt bei Wilhelm Staritz.

LB629
.H5

Rede.

Hochzuverehrende Anwesende! Pestalozzi, dessen Name heute wiederum mit der alten Verehrung und Liebe in diesen Mauern erklingt, zu dessen Ehren sich Leipzigs Lehrer heute wiederum hier versammelt haben, Pestalozzi war nicht bloß Schulmann, er war auch Volksmann, Volksmann im besten und edelsten Sinne des Wortes; ja, er ist aus dem Volksfreunde und Volksmanne erst Schulfreund und Schulmann geworden. In dem Jahre 1780 schrieb er sein erstes Werk: Lienhard und Gertrud, einen durch und durch politischen Roman, zu dessen politischer Tendenz er sich ganz ausdrücklich und ganz entschieden in der Vorrede bekennt. Dem armen Volke galt er, dem armen Volke von 1780, das von den Gewaltigen der Erde, wie der Gutsherr Arner selbst in dem Roman sagt, vererbt wurde, wie wir Schafe und Rinder vererben; dem armen Volke, das in dem angeblichen Freistaate der Schweiz zweiundzwanzig große und eine Unzahl kleine Zwingherren hatte, die nach Pestalozzi's Ausdrucke sich als dessen „Nutznießer" ansahen und das Volk selbst jedes höhern Rechtes und jeder höhern Bildung für ebenso unfähig als unwürdig betrachteten.

Pestalozzi's Stimme verhallte ungehört; sein Hilfe- und Weheruf prallte an dem verhärteten Herzen der Großen ab, wie ein stumpfer Pfeil: die Donnerkeile der ersten französischen Revolution sollten diese Herzen erst treffen und — zermalmen.

Der verzweifelte Pestalozzi hatte indessen selbst Hand angelegt, dem Elend des Volkes zu steuern, soweit er selbst konnte. Während er noch in Lienhard und Gertrud irgendwo sagt: „ich will jetzt kein Schulmeisterbuch schreiben," war es ihm in seiner menschen- und volksfreundlichen Rathlosigkeit wie ein Blitz durch den Sinn gefahren: „ich will ein Schulmeister werden!" und später noch ruft er aus: „Gott sei Dank,

daß ich Schulmeister werden konnte!" War den Alten nicht mehr zu helfen, so versuchte er es wenigstens, den Jungen zu helfen; und gewiß nicht umsonst hatte er in jenem Roman der guten Gertrud, welche dem neuen, ungeduldigen Schulmeister des Dorfes gegenüber steht, die schönen Worte in den Mund gelegt: „haben Sie Mitleid mit diesen armen Kindern!" An ihm war es jetzt selbst, sich der armen Kinder zu erbarmen; und hätte er auch lieber — was er mehr als hundertmal in seinen Werken ausspricht — jede Wohnstube in der Schweiz so hergestellt, wie Gertruds Wohnstube beschaffen war, und dadurch die Elementarschule überflüssig gemacht, so war doch dies unmöglich, wie es heutzutage und zu aller Zeit eine Unmöglichkeit ist; und er versuchte wenigstens, das Mutterherz und den Mutterwitz seiner Gertrud aus der Wohnstube in die Schulstube überzutragen. Er ist dadurch ein Wohlthäter der Menschheit geworden für alle Zeit! Ist nicht jedes kleine Kind ein Bild der Armuth und Schwäche? Und ergeht Gertruds sanfte Bitte nicht an das Herz jedes Elementarlehrers: „haben Sie Mitleid mit diesen armen Kindern!" Und so ist's geworden! Kommt in unsere Elementarklassen, ihr Väter und Mütter! Kommt und sehet selbst! Es ist Pestalozzi's milder Geist, der hier wehet; es ist aber auch sein glücklicher Blick, der hier waltet. Denn nicht mehr wird unverständlicher Wortkram den armen Kindern aufgebürdet und eingebläuet, sondern in munterer, lebensfroher und lebensfrischer Unterhaltung entfaltet und entwickelt sich in der Schulstube, wie vorher in der Wohnstube, rings um das Kind die uns zunächst umgebende Welt in leiblicher Anschauung und natürlicher Auffassung, in eigner Zergliederung und praktischer Anwendung. „Suchet, sagt Pestalozzi, euern Lehrstoff nicht tausend Stunden weit oder tausend Jahre rückwärts: ihr habt ihn um euch!"

Wann werden die höhern Schulen ihren Pestalozzi auch finden?

Und daß unsere Kinder gerade die nächste Gegenwart, die zunächst uns umgebende Welt anschauen und lernen, durchschauen und studiren müssen, das, meine Herren, hatte der Schulmann Pestalozzi von dem Volksmanne Pestalozzi gelernt. Denn im Volk und unter dem Volk, bei dem Volke und

mit dem Volke hatte er die herbe Erfahrung gemacht: „hilf dir selbst in der Welt fort, denn sonst hilft dir doch niemand in der Welt fort!" In dem schneidendsten Tone wiederholt dies Pestalozzi so oft; aber wie sollen wir uns selbst helfen lernen, wenn wir Fremdlinge in der Gegenwart, wenn wir Fremdlinge in der uns zunächst umgebenden Welt sind und so oft, so oft unser ganzes Leben bleiben?

Wann werden die höhern Schulen ihren Pestalozzi auch finden?

Ich meine immer, daß dieser zweite Pestalozzi wieder ein solcher Volksfreund und Volksmann sein wird; denn nur ein Volksfreund und Vaterlandsfreund hat ein Herz für die Noth der Zeit und die Noth der Schule, und nur ein Volksmann hat die Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit und die Bedürfnisse der Schule. Vom Katheder herab suchte Pestalozzi seine edeln patriotischen Zwecke noch zu erreichen, nachdem ihm sonst jeder Versuch gescheitert war; und für Deutschlands Katheder schrieb der Philosoph Fichte seine „Reden an die deutsche Nation," voll des glühendsten Patriotismus, als er unter den französischen Bajonnetten an Deutschland selbst verzweifelte.

Doch der Name dieses gefeierten Philosophen und Volksmannes Fichte mahnt mich an eine Zeit, wo auch Pestalozzi den engen Raum der Schulstube wiederum sprengt und wiederum hinaustritt auf den staubigen Kampfplatz als ein Freund und Verfechter des armen, unterdrückten Volkes. Dreißig Jahre hatte er geschwiegen: die erste französische Revolution hatte an die Stelle des unsaubern Despotismus den ganzen Unflath des Sanskülottismus gesetzt, bis der eiserne Fuß des Kaisers das scheußliche Ungeheuer zertrat. Mit Schaudern blickte der Menschenfreund, mit der innigsten Wehmuth auch Pestalozzi zurück auf die Vergangenheit, zurück auf des Volkes Vergangenheit: so gräßlich sie war, Pestalozzi verlor nicht den Glauben an sein Volk, verlor nicht das Vertrauen auf die Göttlichkeit aller, auch der entartetsten Menschennatur, verlor nicht die Liebe zu den Menschen und zu seinem Volke; und als sich die Machthaber, namentlich in der Schweiz, anschickten, dieses jetzt nicht mehr verachtete Volk, wohl aber dieses gefürchtete Jakobinergesindel — wie sie es nannten — in die alten Fesseln zu schlagen, da erhob sich Pesta-

lozzi zum andern Male, und feuriger, als je. Sein theures Volk war ja doppelt in Gefahr, da die Gewalthaber nunmehr ein durch Thatsachen erwiesenes Recht, eine durch die Nothwendigkeit gebotene Pflicht zu haben schienen, jede freiere Entwickelung der Volkskraft zurückzudrängen. In seinem Sendschreiben, gerichtet „an die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Vaterlandes," ruft er den Gewaltigen seiner Zeit zu:

„Wir sind gewarnt! Wir sind gewarnt!"

Eure Staatsweisheit — das ist ungefähr der Sinn seiner ausführlichen Ansprache — schuf bisher bloße Civilisation, aber keine Kultur! Diese Civilisation ist aber bloß eine übertünchte Verthierung, eine abgeschliffene Selbstsucht, eine gleißnerische Außenseite; und die Schule der Civilisation ist eine bloße Anstalt, die Kinder zu gescheuten und gesetzlichen Bürgern abzurichten, nicht aber zu wahren Menschen und würdigen Christen zu bilden; Humanität ist der Zweck des Staates und Erhebung des Volkes aus seiner Thierheit oder Brutalität, nicht aber die bloße Niederhaltung dieser Thierheit durch die Waffen der Soldaten und die Gewalt der Polizei! So lange ihr nur Uebel und Verbrechen bekämpft, wenn sie da sind, seid ihr bloße Polizeistaaten; wenn ihr anfangen werdet, Uebel und Verbrechen durch die Bildung des Volkes mit der Wurzel auszurotten, seid ihr Kulturstaaten. Für den Raubmörder, sagt Pestalozzi, habt ihr Galgen und Rad, aber Sparkassen, um der Verarmung des zukünftigen Raubmörders vorzubeugen, habt ihr nicht (es ist 1814 geschrieben); für Gefängnisse und Zuchthäuser gebt ihr ungeheure Summen aus, welche ihr zur Erbauung von Schulhäusern und zur Anstellung guter Lehrer brauchen solltet, damit Gefängnisse und Zuchthäuser immer mehr und mehr leer würden. Mit all eurer Civilisation bleibt euer Staat doch nur eine brutale Zwangsanstalt für eine mehr oder weniger leibeigne Volksmasse und wird nimmermehr ein sittlich humaner Verein freier und glücklicher Menschen. Menschen erzieht und bildet heran, nicht bloß Unterthanen und Bürger!

„Väter des Vaterlandes! — ruft Pestalozzi — ehret die „Rechte der Menschennatur in der Schwäche eurer Mitbürger!" „Väter des Vaterlandes! Wenn ihr wider euer Volk zeuget, wider

„wen zeuget ihr, als wider euch selbst?“ und zu dem Vaterlande selbst sich wendend, ruft er aus:

„Vaterland! Wenn du, da du jetzt eben (1814) wieder „glücklich auf eigne Füße gekommen bist, dich nur in deine alten ver„blichenen Fußtapfen wieder hineinstellen und es versäumen würdest, „zu einer höhern Staats- und Gemeindekraft, zur Kultur, zum „Gemeingeist, zur gesetzlichen Selbstständigkeit, zur Freiheitswürde im „Recht dich zu erheben; Vaterland! wenn du dich damit begnügen „würdest, anstatt die allgemeinen Quellen deiner Kraftlosigkeit und „Entwürdigung zu verstopfen, ihren fortdauernden verderblichen Lauf „nur durch selbstsüchtige Kunstmittel zu bedecken; wenn du auch heute „noch fern davon wärest, gegen jeden Feind der Kultur, gegen jeden „Verhöhner der Menschennatur und der Menschlichkeit dazu„stehen als Ein Volk, als Ein Land, als Eine Macht, als Ein Herz „und Eine Seele, als Eine Eidgenossenschaft; wenn du dich heute „nicht einmal zu diesem Streben erheben würdest: dann wärest du „dieser Stunde und des heutigen Segens nicht würdig! Auch Deutsch„land — fährt Pestalozzi fort — hat sich erhoben, sein alter Geist „ist wieder rege geworden, aber es hat sein Tagewerk, sein großes, „noch nicht vollendet. Wenn es jetzt still stünde und, nur Ruhe „und Genuß suchend, wieder in seine alte Routine und seinen alten „Schlendrian versinken würde, was hätte es gewonnen? Was hätten „wir gewonnen? Was wäre aus seiner Erhebung geworden?“

So mahnt Pestalozzi in seinem Sendschreiben an die Edeln seines Vaterlandes; so mahnt Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation. So mahnen sie als Männer des Volkes, so mahnen sie als Männer der Schule. Und wahrlich, auf diesem Punkte angekommen, muß der Schulmann wieder zum Volksmann werden. Oder was will denn auch die sittlichste Schule in dem unsittlichen, bloß civilisirten Staate ausrichten? Rufen die Machthaber den Schulmeistern gebieterisch zu: „an euch ist es, ein besseres Geschlecht uns zu erziehen,“ so erwiedern diese ebenso entschieden: „es ist unmöglich, mitten in dem Schooße und mitten aus dem Schooße einer unsittlichen, selbstsüchtigen, bloß civilisirten Gesellschaft ein sittliches Geschlecht herauszubilden. Die Schule ist nur ein kleines Theilchen des Staates, und sie arbeitet umsonst, so lange Familie und Kirche, Gesetze und Sitten im Staate nicht mitarbeiten.“ Im Staate? höre ich hier fragen; seit wann

ist die Familie, die Kirche und die Schule im Staate? Ja, meine Herren, mit tausend Freuden wollen wir Kirche und Schule dem Staate zum Eigenthum und zur Pflege übergeben, wenn es — der Kultur- und Humanitätsstaat ist. Darauf kommt aber freilich Alles an.

Napoleon riß mit gewaltiger Hand Kirche und Schule an sich, und mit Entsetzen schreit Pestalozzi anfangs laut auf über „diese Majestäts-Unmenschlichkeit, diese höchsten Güter des Men„schen dem rohen Fußtritt unheiliger Staatsgewalten vorzuwerfen." Doch dies gilt nicht der Sache, sondern der Person des Kaisers, von dem er anderwärts sagt, „er scheine nicht zum Ideal der Souveränität geboren zu sein." Nun, einen idealen Staat verlangen wir überhaupt gar nicht, wir verlangen nur einen wahrhaften Kulturstaat; diesem aber übergibt Pestalozzi und mit ihm Fichte gläubig und vertrauensvoll Kirche und Schule, Fichte selbst die Familie; und unsere Volksvertreter in der Nationalversammlung zu Frankfurt legten feierlich die Schule in die Hände des Staates, wahrscheinlich um ihn so zu zwingen, zum Kulturstaat, zum Humanitätsstaat zu werden.

Und so sehen wir einmal — seltsam genug — die Frankfurter Volksvertreter, Fichte und Pestalozzi mit Napoleon Hand in Hand gehen — aber wie verschieden sind ihre Absichten! Und ebenso sehen wir die Jahre 1814 und 1848 beisammen stehen: sind sie sich gleich? Ist sich der Staat, und sind sich die Lenker der Staaten gleich geblieben? Ist's besser geworden? — Pestalozzi sprach 1814 das prophetische Wort:

„Gesetzt — so lauten seine eignen Worte — wir könnten auch „mit Sicherheit annehmen, für jetzt weder in Gefahr sanskülottischer „Volksexcesse, noch in Gefahr schreiender Regierungsexcesse zu sein, so „sind wir doch schon gegenwärtig in Gefahr, mit schnellen Schritten „der Staatserlahmung wieder entgegenzugehen, die jenen Gewaltthätig„keiten früher unmittelbar vorausging. Es ist traurig — setzt Pesta„lozzi hinzu — aber die neuesten Begegnisse machen, daß ich es für „mehr als möglich achte, daß wir den Zirkel unsers bürgerlichen Ver„derbens nochmals durchlaufen werden. Indem wir die unveräu„ßerlichen und ewigen Ansprüche aller Menschen auf ein menschlich „befriedigendes Dasein aus den Augen setzen, werden wir in unserer bö„sen Gedankenlosigkeit den thierischen Ansprüchen unserer Natur, selbst

„in bürgerlich rechtlichen Formen, ein entscheidendes Ueber-
„gewicht über die höhern und edeln Kräfte unsers göttlichen Wesens
„einräumen. Läßt man diese Kräfte bei der Masse des Volkes ohne
„Wartung, Pflege und Sorge; werden die Ansprüche der Menschen-
„natur in den Staatsangelegenheiten als Nebensache beiseite gesetzt, so
„kann diese Leichtfertigkeit ganz gewiß den Zustand der europäischen
„Menschheit zur eigentlichen Auflösung aller zarten und reinen Gefühle
„in der Vereinigung der Staatsbürger hinführen."

Soweit Pestalozzi. Wenn irgend ein Wort, so hat sich das seinige bewahrheitet, bewahrheitet zuerst in dem Staate, der die tiefste sittliche Fäulniß mit der gleißendsten, verfeinertsten Civilisation übertüncht, in Frankreich, wo, nach Pestalozzi's Ausdrucke, „selbst in bürgerlich rechtlichen Formen," in den allerkonstitutionellsten Formen, ein nur verfeinerter Despotismus geübt und dadurch die zweite und dritte französische Revolution hervorgerufen wurden. Hatte doch Rousseau lange vor dem Ausbruche der ersten Revolution nicht eine Revolution, sondern ein ganzes Jahrhundert von Revolutionen prophezeiet, wie sollte nicht Pestalozzi im Jahr 1814 unmittelbar nach dem Abschluß der ersten Revolution eine zweite prophezeien dürfen? Sie sind beide Gegner der Civilisation, nur mit dem ungeheuern Unterschiede, daß Rousseau, um der Menschheit aus diesem trügerischen und verrätherischen Scheinglück herauszuhelfen, den Adligen seiner Zeit z. B. keinen bessern Rath zu geben weiß, als ihren Kindern ein Handwerk lernen zu lassen; daß Rousseau zur Umkehr in die Wälder räth und den in den Naturzustand zurückkehrenden Staatsbürger in Gefahr bringt, aus der Civilisation in die Brutalität des Wilden zurückzusinken, während Pestalozzi den Fortschritt predigt, den Fortschritt von der gleißnerischen und selbstsüchtigen Civilisation zu einer wahrhaft humanen und ächt christlichen Kultur.

Und jetzt, meine Herren, steht uns eine Frage an Pestalozzi frei, die der Mann der Anschauungen und klaren Begriffe uns beantworten muß, wenn wir seine strenge Unterscheidung von Civilisation und Kultur anerkennen sollen.

Und so komm, du Mann der Schule und du Mann des Volkes, führe uns durch den Staat, und mit dem Finger sollst du auf das Einzelne weisen, was du für Scheinbildung,

Scheinheiligkeit, Scheinwahrheit und Scheinrecht hältst. Das ist der Mann uns schuldig, und er wird seine Schuld abtragen. Zwar hat er es 1814 nicht gethan, aber er hatte es schon 1780 in seinem Romane Lienhard und Gertrud gethan. Schauen wir daher jetzt einmal wenigstens die ersten zwei Bände dieses Romans genauer an; schauen wir auch gelegentlich zu, wieviel in dem Jahre 1851 noch übrig ist aus dem Staate von 1780! Wer sollte nicht im Voraus triumphiren und jauchzen, wie wir es so herrlich weit gebracht haben! Hoffen wir es wenigstens, indem wir dieses alte, alte, durchaus aber noch nicht veraltete Buch jetzt zur Hand nehmen.

Indem der Vorhang aufgerollt wird, erblicken wir in Lienhard und Gertrud eine häusliche Scene: Gertrud, die Frau des Maurers Lienhard, wartet mit ihren Kindern des Abends auf ihren Mann, der, wie die Ueberschrift sagt, „ein „herzensguter Mann ist, aber doch Frau und Kinder höchst unglücklich „macht." Er sitzt im Wirthshause, spielt und trinkt und kommt zuletzt mit leerem Seckel nach Hause. Auf Gertruds Vorstellungen gesteht er endlich, daß er dem Wirth Hummel, der zugleich Vogt, d. h. Dorfschulze ist, Geld schuldet und es nicht wagt, in der Schenke Abends zu fehlen, da ihm sonst der vielvermögende und ränkesüchtige Vogt ein böses Spiel machen würde. Und hier bezeichnet Pestalozzi gleich von vornherein einen Krebsschaden der ganzen Gemeinde Bonnal: der böse Hummel ist Vogt und Wirth, ja Müller zugleich, und mißbraucht seine amtliche Gewalt auf himmelschreiende Weise zum Vortheil seines Gewerbes. Welche Masse von Unsittlichkeit jeder Art, Verleumdung, Heuchelei, Neid, Liederlichkeit, Bestechlichkeit, Hartherzigkeit, Betrug, Diebstahl, Fälschung, Gotteslästerung und selbst Meineid, gehen aus dieser einzigen fehlerhaften Einrichtung der Gemeinde hervor; so daß zuletzt der Gutsherr Arner, um mit einem Male die Quelle von tausend Unsittlichkeiten seines Dorfes zu verstopfen, dem Vogte die Wahl läßt, ob er Vogt oder Wirth bleiben wolle, da Beides, ein obrigkeitliches Amt und ein solches Gewerbe, zusammen nicht verträglich seien. Diesem trefflichen Gutsherrn hat Gertrud, die entschlossene Frau des Maurers, über ihr und so vieler anderer Familien Elend Bericht erstattet, und in der Person Arner's zeichnet Pesta-

lozzi nunmehr das Bild eines edeln, gerechten Gerichtsherrn und — bricht zugleich den Stab über die ganze gutsherrliche Gerichtsbarkeit! Denn was der junge Arner gut zu machen hat, sind größtentheils Mißbräuche, welche sein Großvater, der ein schlechter Gutsherr war, hatte einreißen lassen. Ein schlechter Gutsherr findet gar bald auch einen gewissenlosen Gerichtsverweser, und ein gewissenloser Gerichtsverweser findet gar bald einen schurkischen Vogt, wie dieser Hummel war. So schön daher auch das Bild dieses jungen Gutsherrn ist, der Hintergrund des Bildes ist so dunkel, so grauenvoll und entsetzlich, daß wir darüber das ganze Bild verwerfen. Nein, auf eines Menschen Gewissenhaftigkeit oder Gewissenlosigkeit darf es nicht ankommen, ob mehrere Menschenalter hindurch einer Gemeinde Recht und Gerechtigkeit unparteiisch zugewogen, oder auf schändliche Weise verkümmert werde. Und kann denn ein Enkel immer wieder gut machen, was der Großvater gesündigt hat? Auch Arner kann es nicht; denn mehrere der Betrognen, der vom Gericht Betrognen sind zu seiner Zeit nicht mehr unter den Lebenden.

Traurig, fürwahr sehr traurig ist das Bild, welches Pestalozzi von der Gemeinde Bonnal unter jenem Großvater Arner's entwirft: Gutsherr, Schloßschreiber d. i. Gerichtsverweser, Vogt d. i. Dorfschulze, Weibel d. i. Gerichtsfrohn, Gemeinde-Aelteste, ja sogar der Vikari d. i. Pfarrer, Alle, Alle verderben einander gegenseitig, und wie ein vergifteter Hauch geht der Greuel ihres schändlichen Beispiels durch die ganze Gemeinde.

„Wenn ihr Holz frevelt," sagt der Vogt Hummel zu einigen Bauern, die er zu neuen Schändlichkeiten zwingen will, „so muß ich nichts wissen; wenn ihr in den Schloßtriften weidet „und alle Zäune wegtraget, so muß ich schweigen. Du, Boller, „mehr als ein Drittheil deiner Waisenrechnung war falsch, und ich „schwieg. Meinst du, das bischen verschimmelt Heu stelle mich zu„frieden? Es ist noch nicht verjährt. Und du, Krüel, die halbe „Matte gehört deines Bruders Kindern. Du alter Dieb, was hab' „ich von dir, daß ich dich nicht dem Henker überlasse, dem du gehörst?"

Ganz methodisch waren aber die Gemeinde-Aeltesten verderbt worden, und als Hummel's Nachfolger, ein unbe-

scholtner Mann, ihre Vorstellungen dem Junker nicht vortragen will und sie mit den Worten abweist: „es sind ja alles lauter „Lügen, die ihr vorbringt," da verlachen sie ihn und sagen:

„Du hast noch einen schwachen Magen, aber in Jahresfrist „sollst du gewiß einen so dicken Bauch bekommen, daß Alles hinein„geht. Wenn Baumwollenspinner und junge Buben Holz spalten, „so gibt es Schwielen und thut ihnen weh; wenn sie es aber fort„treiben, so gibt es keine Schwielen mehr und thut ihnen nicht „mehr weh."

Das sind Gemeinde-Aeltesten, die so sprechen, also eine Obrigkeit, und zwar nicht eine einzelne obrigkeitliche Person, sondern eine ganze Körperschaft von zwölf oder vierzehn Personen. Das ist nicht möglich! wird man ausrufen. Aber warum nicht? Man lasse nur eine Körperschaft sich durch sich selbst, durch Selbstwahl ergänzen, und eine winzige Mehrheit schlechter Mitglieder wird sich fortwährend Männer ihres Gleichen beiordnen, und die ganze Körperschaft wird nichts weiter, als eine Bande stillschweigend Verschworner, die das öffentliche Wohl verrathen und nur dem eignen Vortheil nachjagen. Und doch, wie lange ist's her, daß diese Selbstwahlen bei uns erst aufgehört haben?

In Bonnal waren diese Dorfältesten alle „Kreaturen des Vogtes," wie es ausdrücklich heißt, und man wird die obigen Ausdrücke nicht zu hart finden, wenn man diesen Vogt seinen Kreaturen den teuflischen Grundsatz predigen hört:

„Wo Friede ist und Alles gut mit einander sich verträgt, da „ist eine Obrigkeit nur halb Meister."

„An diesem verfluchten Worte," setzt Pestalozzi hinzu, „ist auch kein Pünktlein wahr!"

Wir haben da eine Obrigkeit, welche selbst Unfrieden säet, eine Regierung, welche die Staatsbürger, „um ihrer Meister zu werden," absichtlich entzweit und in Parteien spaltet, nach dem alten Worte des Tiberius: divide et impera! Welche Grundlagen für einen sittlichen Staat, für einen christlichen Staat!

Und alles dieses Unheil floß aus der einen trüben Quelle, dem unsittlichen, dem verwahrlosten Schlosse Arnburg! Denn obgleich die größte Sündenlast, sowie alle Buße für jene Sünden

im Verlaufe der Geschichte auf den Vogt Hummel fällt, so berichtet uns doch der Bauer Renold treulich:

„Das Uebel ist schon vor dem Vogt eingewurzelt gewesen, und „wenn im Schlosse Ordnung gewesen wäre, so wäre es mit ihm ge„kommen, wie mit hundert andern Müßiggängern: er hätte entweder „fort aus dem Lande gehen müssen, oder die Noth hätte ihn beten „und arbeiten gelehrt."

Ein anderes Kapitel, welches dasselbe besagt, führt gleich die Ueberschrift: „Wie der Herr, so der Knecht," und mit der innigsten Wehmuth verfolgt Pestalozzi Schritt vor Schritt die in Bonnal um sich greifende Unsittlichkeit des Volkes, wie sie von der höchsten Stelle immer tiefer und tiefer bis zu den untersten Schichten des Volkes herabsteigt.

Nun, mit Freuden bekennen wir, daß der böse, böse Uebelstand, welchen Pestalozzi 1780 aus seiner Zeit rügt, in unserm Vaterlande mehr und mehr aufhört: wenigstens Sachsen wird in kurzem keine gutsherrliche Gerichtsbarkeit mehr haben.

Für jetzt wollen wir es aber noch mit dem wahrhaft edeln Gutsherrn Arner halten und billigen es gewiß von ganzem Herzen, wenn er einem Briefe an den Vogt Hummel die einfache Aufschrift gibt: „An den Vogt Hummel in Bonnal." In der guten alten Zeit zu Bonnal, als derselbe Vogt der getreue Helfershelfer bei tausend Niederträchtigkeiten der alten Gutsherrschaft gewesen war, lautete die Aufschrift, wie Hummel selbst sagt: „An den ehrsamen und bescheidenen, meinen lieben und „getreuen Vogt Hummel," und derselbe ehrsame und bescheidene Vogt sagt zu dem Bedienten, der ihm den Brief bringt:

„Was denkt der verdammte Federfuchser, der Schloßschreiber, „daß er mir den Titel nicht gibt, der mir gehört? Ich kenne die „Hand des gepuderten Bettelbuben!"

Er irrt sich aber; Arner selbst hat es geschrieben, und sobald dies bewiesen ist, kriecht er zu Kreuze. — Pestalozzi hat Recht, das Titelwesen seiner Zeit hier beiläufig mit anzugreifen. Gewiß, der beste Staat ist nicht im Stande, schlechte Beamte ganz auszumerzen; aber Eins kann der Staat und soll der Staat im Interesse der öffentlichen Moral thun, er soll verhindern, daß die Staatsbürger, wenn sie das Unglück haben, mit schlech-

ten Beamten zu verkehren, nicht gezwungen sind, ihnen Titel beizulegen, welche thatsächliche Unwahrheiten sind. Und wurde in Bonnal der Vogt Hummel „ein ehrsamer, bescheidener und ge„treuer Vogt" titulirt, so war dies eine officielle Unwahrheit, welche die von dem frechen Vogt gemißhandelten und bestohlnen Unterthanen noch verhöhnte und dadurch das öffentliche Rechtsgefühl schwer kränkte. Geschieht dergleichen aber jahrelang, so entsittlicht ein solcher Gebrauch beide Theile. Der, welcher den unverdienten Titel gibt, und der, welcher den unverdienten Titel annimmt, beide gewöhnen sich an die Lüge, und fast möchte ich glauben, daß der ehrlose Beamte durch all diese Ehrentitel den größten Schaden an seiner Seele nehme.

Nun, auch dieser Wunsch Pestalozzi's ist zum größten Theil in Erfüllung gegangen; und bleibt noch Manches zu wünschen übrig, so liegt dies weit weniger an unsern Behörden und Beamten, als an den unverbesserlichen Bedientenseelen, welche trotz alles Verbittens und Verbietens von Seiten der Vorgesetzten sich oft selbst der widerlichsten Titulaturen noch nicht entschlagen können.

Unser Vogt Hummel erhielt in jenem schlichten Briefe des Gutsherrn eine Liste von armen Leuten des Dorfes, die er als Tagelöhner nächste Woche dem Maurer Lienhard zum Kirchbau zuschicken soll. So hat sie Lienhard selbst gewählt, und auf die spöttelnde Rede seiner Nachbarin Gritte erwiedert er: „es sind nicht alle Armen Gesindel, Gritte." Der Vogt findet aber auf seinem Wege, während er die Bestellzettel austrägt, den Hans Wüst, einen armen Teufel, den er zu einem Meineid verleitet hat, und der jetzt den Vogt, wie den seligen Pfarrer, mit den fürchterlichsten Vorwürfen überschüttet.

„Der Teufel auch," sagt der Vogt, nachdem er sich losgemacht hat, „der Teufel möchte Eide schwören, wenn man den „Sinn so genau uud scharf herausklauben wollte! Ich weiß auch, „wie andere Leute, und eben diejenigen, welche das am „besten verstehen müssen, den Eid nach ihren Auslegungen „nehmen und ruhig sind, während jeder andere arme Schelm, der „wie der Wüst denkt, meinen müßte, er sehe mit seinen Augen „sonnenklar, daß sie ihn verdrehen."

Den Vogt weiter auf seinem Umgang durch das Dorf,

den Bestellzettel in der Hand, zu begleiten, ist mir jetzt nicht erlaubt, da dieser Umgang gleich zu Anfange des Buchs dazu bestimmt ist, uns mit der Häuslichkeit und dem Familienleben der Armen in Bonnal bekannt zu machen, eine Aufgabe, welche Pestalozzi meisterhaft angelegt und ausgeführt hat. Anstatt trockner Beschreibungen überall Zwiegespräche zwischen dem Vogt und Denjenigen, die er zu bestellen hat. Hätte Pestalozzi nur diese ersten 27 Kapitel seines Buchs geschrieben, wir würden unbedingt schon seinen Beruf als Romandichter anerkennen müssen. Das nenne ich nach dem Leben zeichnen!

Das 28. Kapitel ist überschrieben: „Der Abend vor einem „Festtage in eines Vogts Hause, der da wirthet," und wenn Pestalozzi's Unmuth sich schon in der Zusammenstellung des Vogtes und Wirthes zeigt, so macht sich derselbe Unmuth gleich im Eingange des Kapitels noch in folgenden Worten Luft:

„Bei allem Bösen, und selbst bei Schelmenthaten, wird Alles „munter und muthig, wenn die, so den Ton angeben, herzhaft „und frech sind. Da das in den Wirthshäusern nie fehlt, so „ist es auch nicht zu bestreiten, daß sie, um das gemeine Volk zu „allen Bosheiten und zu allen schlimmen Streichen frech und leicht„sinnig zu bilden und zu stimmen, weit besser eingerichtet sind, als „es die armen, einfältigen Schulen sind, um die Menschen zu „einem braven, stillen, wirthschaftlichen Leben zu bilden."

So klagt Pestalozzi, der Mann der Schule und der Mann des Volkes; und wenn sich dadurch die Nothwendigkeit, die Wirthshäuser zu beaufsichtigen, klar herausstellt, so erkennt man dadurch zugleich auch, wie ungeheuer die Verkehrtheit sei, den Vogt zum Wirthe zu machen und so vielleicht den Bock zum Gärtner zu bestellen.

Viel später einmal, wo der Vogt schon mit dem Gedanken umgeht, sich an Arner dadurch zu rächen, daß er ihm in der Nacht einen Markstein ausgraben und verschleppen will, finden wir den Vogt in einem fremden Wirthshaus, wo er dem Förster nachgeht, um von ihm zu erforschen, wie weit es des Nachts im Walde geheuer sei. Trefflich ist hier des Försters Antwort von Pestalozzi darauf berechnet, dem Aberglauben seiner Zeit zu steuern, und insofern wir hier einen öffentlichen Beamten, den

Förster, Geständnisse machen sehen, welche das Volk gar wohl angehen, gehört die Sache auch hieher.

„Ich bin nun," sagt der Förster, „vierzig Jahre auf meinem „Posten und von meinem Vater als ein Junge schon vom vierten „Jahre an im Walde erzogen worden. Dieser erzählte den Bauern „immer von den vielen Gespenstern und Schreckniſſen der Wälder. „*Aber er trieb mit ihnen nur den Narren*; mit mir ver„stand er es ganz anders. Ich sollte Förster werden und also solcherlei „Zeug weder glauben, noch fürchten. Deshalb nahm er mich zu „Nacht, wenn weder Mond noch Sterne schienen, wenn die Stürme „brauſten, auf Frohnfasten und Weihnachten, mit sich in den Wald. „Wenn er dann ein Feuer oder einen Schein sah, oder ein Geräusch „hörte, so mußte ich mit ihm darauf los über Stauden und Stöcke, „über Gräben und Sümpfe, und über alle Kreuzwege mußte ich mit „ihm dem Geräusch nach. Und es waren immer Zigeuner, Diebe „oder Bettler. Sodann rief er ihnen mit einer erschrecklichen Stimme „zu: Vom Platze, ihr Schelme! Wenn es ihrer zehn oder zwanzig „waren, so strichen sie sich immer fort und ließen oft noch Töpfe „und Pfannen und Braten zurück, daß es eine Lust war. Oft war „das Geräusch auch nur Hochwild, das manchmal gar wunderbare „Töne von sich gibt, und die faulen alten Holzstämme geben einen „Schein und machen in der Nacht Gestalten, die Jedermann, der „nicht hinzugehen kann, in Schrecken setzen können. Das ist Alles, „was ich in meinem ganzen Leben im Walde Unrichtiges gefunden „habe; aber immer wird es mein *Amtsvortheil* sein und bleiben, „daß meine Nachbarn ordentlich glauben, er sei wohl gespickt mit „Gespenstern und mit Teufeln. Denn siehe, unser Einer altert und „ist froh, in dunkeln Nächten den Frevlern nicht nachlaufen zu „müssen."

Soweit der Förster. Das wäre also von hundert Beispielen *eines*, wo *erstens* die Genossen derselben Zunft, desselben Amtes und Standes sich gegenseitig die *Aufklärung* nicht vorenthalten. Der alte Förster klärt den Sohn, der wiederum Förster werden soll, vollständig auf. Wo *zweitens* Personen verschiedenen, aber doch höhern Standes sich ebensowenig die *Aufklärung* vorenthalten. Der Förster theilt dem Vogte mit, soviel er weiß. Wo *drittens* sie alle zusammengenommen darin einig sind, dem gemeinen Volk müsse man die *Aufklärung*

vorenthalten, es müsse in seinem Aberglauben und in seiner Unwissenheit bleiben; und warum? Der Amtsvortheil ist es und bleibt es, daß die Nachbarn unwissend sind und unwissend bleiben. Bequemer ist es, (unser Einer altert, sagt der Förster) das Volk nicht aufzuklären — kann man doch in dunkeln Nächten zu Hause bleiben und den Wald durch die Gespenster und Teufel hüten lassen. Wahrscheinlich also ein frommer, unschädlicher Betrug, wie es deren zu Hunderten gibt, welche die Väter des Volks geflissentlich nähren, ohne je die Tragweite solcher angeblich unschädlicher Irrthümer und Vorurtheile zu berechnen. Und wie dann, wenn das unwissende Volk plötzlich inne wird, daß seine Väter in einem Stücke, wie der Förster sagt, es zum Narren gehabt haben? In der That gibt z. B. unser Roman wenige Kapitel später eine Probe, wie der Gespensterglaube der Gemeinde Bonnal durch einen Zufall von Grund aus geheilt wird. Wird nicht dann mit einem Male das ganze Vertrauen zu Denjenigen, welche absichtlich das unwissende Volk in seiner Unwissenheit erhielten, auf lange Zeit schwinden? Wird nicht das Volk das Kind mit dem Bade ausschütten? Und reißt man so nicht mit Gewalt allen Autoritätsglauben und, was dem so nahe liegt, alle Pietät aus dem Herzen des Volkes? Leider, leider sind diese edeln Kleinodien des menschlichen Gemüths mit ihren tausendfältigen Segnungen mehr und mehr von uns gewichen; aber wahrlich ein sehr gefährlicher und dabei höchst unsittlicher Grundsatz war es auch, um des lieben Amtsvortheils willen, um der lieben Bequemlichkeit im Regieren willen das Volk unwissend zu erhalten; beiläufig gesagt, ist es aber noch viel gefährlicher und noch viel unsittlicher, ein aufgeklärtes Volk wieder in seine alte Unwissenheit zurückdrängen zu wollen. Um so wohlthuender ist darnach das bald folgende Kapitel, überschrieben: „Wie man sein muß, wenn „man mit den Leuten etwas ausrichten will," in welchem Pestalozzi den Maurer Lienhard zeichnet, mit seinen armen, schwächlichen Tagelöhnern aus dem Dorfe, die er selbst nur, um ihnen einen hübschen Verdienst zu geben, dem Gutsherrn auf den Bestellzettel diktirt hat.

„Kein du Narr, du Ochs," erzählt Pestalozzi, „entfuhr

„ihm gegen einen Einzigen, obgleich er hundertmal dazu Anlaß ge„habt hätte. Und so ging Alles sehr wohl von Statten."

Lienhard ist der Vorgesetzte — ihm ist der Kirchbau übertragen — aber da ist nichts zu finden von jener angeblich nothwendigen Grobheit, jener stolzen Amtsmiene, jener vornehmen Geringschätzung und Mißhandlung der Untergebnen, welche in frühern Zeiten das charakteristische Merkmal eines Arbeitsgebers im Verhältniß zu seinen Arbeitern war. Viel besser ist's auch hierin jetzt geworden. Schon sagt „der gemeine Mann," heutzutage, ohne zu erröthen: „ich bin ein „Arbeiter, ich gehöre dem Arbeiterstande an," und immer seltner wird die in den frühern, derben Zeiten übliche Anrede des Arbeiters mit „Er." Daß Pestalozzi schon im Jahre 1780 ein solches Bild des Arbeiterstandes entworfen, macht seinem Verstande, wie seinem Herzen, viel Ehre! Er war seiner Zeit, wie alle großen Geister, um viele, viele Jahre vorausgeeilt: freuen wir uns, daß auch diese seine Zeichnung jetzt zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden ist! Er hat das Alles gar ernstlich gemeint, und seine Stimme ist nicht ungehört geblieben.

Um diese Zeit tritt auch eine Person mehr in unserm Roman auf, der Pfarrer Joachim Ernst; und wenn in ihm Pestalozzi einen Pfarrer zeichnet, wie er sein soll, so muß zwar für meinen nächsten Zweck dessen ausgezeichnetes Wirken von der Betrachtung hier ausgeschlossen bleiben; aber als politische Person, d. i. als Mitglied seiner Gemeinde und als ein mit einem hochwürdigen Amte Betrauter, kommt er auch hier gar wohl in Betracht.

Meine Herren! Man hat in unsern Tagen, sogar von Seiten der Regierungen, die gewaltige Vertretung der Rittergüter auf den Landtagen als ein Ueberbleibsel aus dem Mittelalter bezeichnet; man hat noch früher die Lehngelder den letzten Rest des Feudalwesens genannt und deren Ablösung als eine unbedingte Forderung der Neuzeit dargestellt: hätten wir dann wirklich nichts mehr in dieser Beziehung zu thun? Sind die Lehngelder wirklich der letzte Rest des Feudalwesens? Haben die Gutsherren nicht noch weit und breit das Recht, die Seelsorger den Gemeinden zu bestellen? — Was ich oben von den Gerichtsverwesern gesagt habe, gilt hier von den

Pfarrern nicht minder! Ein gewissenloser Gerichtsherr wird gar bald auch einen gewissenlosen Gerichtsverweser und — setze ich nunmehr hinzu — gar bald auch einen gewissenlosen Pfarrer finden. Daß man in den dunkeln, selbstsüchtigen und brutalen Zeiten des Mittelalters den großen Herren auch das Recht geben konnte, nach ihrem Geschmacke der Gemeinde einen Seelsorger zu geben, ist etwas höchst Natürliches. Gehörte doch ein bequemer Beichtvater gewiß zu den nothwendigsten Bequemlichkeiten eines Ritters — wer hätte ihm dies versagen sollen, wäre darüber auch eine ganze Gemeinde auf mehr als ein Menschenalter verwahrlost worden? Jetzt aber, wo das Streben allgemein ist, dem Staate immer mehr sittliche Grundlagen zu geben und die Einrichtungen zu verbannen, welche dem öffentlichen Rechtsgefühl, der öffentlichen Moral, der öffentlichen Gottesfurcht und Frömmigkeit Abbruch thun müssen, jetzt ist es wahrhaftig an der Zeit, dafür zu sorgen, daß es nicht mehr von Eines Menschen Gewissenhaftigkeit oder Gewissenlosigkeit abhängt, ob ganze Gemeinden bei der Befriedigung ihrer höchsten und edelsten Bedürfnissen gut oder schlecht bewahrt sind.

Man schaue nur in unsern Roman! Der Pfarrer Ernst unter dem trefflichen Karl von Arnheim (gewöhnlich Arner genannt) ist ein wahres Musterbild; der Vikari, welchen Arner's Großvater sich gewählt hatte, paßte trefflich in die Gesellschaft des Gerichtsherrn, des Schloßschreibers und des Vogtes. Pfarrer Ernst sagt selbst in einem Briefe, mit welchem er den des Meineids geständigen Hans Wüst zu Arner schickt:

„Es ist eine sehr traurige Geschichte, und es kommen dabei sehr „bedenkliche Umstände von dem verstorbenen Schloßschreiber und dem „unglücklichen Vikari meines in Gott ruhenden Vorfahrs an's Licht, „und mir schaudert vor allem Aergerniß, das dieses Bekenntniß hervorbringen kann."

In der That ist's fürchterlich, zu denken, wie der Vikari, der Geistliche, einen wüsten Menschen — ohne Grund nennt ihn Pestalozzi gewiß nicht Hans Wüst — bearbeitet habe, daß er sich zu einem Meineid, den der Gerichtsverweser und der Vogt geschmiedet haben, gebrauchen läßt. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Selbstgespräch des Vogtes Hummel:

„Warum wohl soviel Leute weder Hölle noch Gespenster glauben?

„Der alte Schloßschreiber glaubte von Allem kein Wort; und der Vi-
„kari — es ist bei Gott unmöglich, daß er etwas ge-
„glaubt hat. Der Schloßschreiber sagte es überlaut und
„wohl hundertmal zu mir: wenn ich todt bin, so ist es mit mir aus,
„wie mit einem Hund oder mit einem Roß. Er glaubte das, fürch-
„tete sich vor nichts und that, was er wollte. Wenn
„er Recht gehabt hätte! Wenn ich es glauben könnte, wenn ich es
„hoffen dürfte, wenn ich es in mein Herz hineinbringen könnte,
„daß es wahr wäre!"

Doch genug hiervon, meine Herren! Begleiten Sie mich jetzt auf das Schloß Arnburg, wo Karl von Arnheim und seine Gemahlin Therese von Arnheim residiren. Des Pfarrers Briefe sind angelangt, und Wüst's und Hummel's Geständnisse lassen keinen Zweifel über die Verbrechen des Vogtes. Nun erzählt Pestalozzi weiter:

„Therese las die Briefe auch und sagte: das ist eine er-
„schreckliche Sache mit dem Wüst. Du mußt dem Rudi wieder
„zu dem Seinigen helfen. Säume doch nicht; und wenn der Vogt
„sich sträubt, die Matte zurückzugeben, so wirf ihn in alle Löcher.
„Es ist ein Satan, den du nicht schonen mußt. — Ich will ihn auf-
„knüpfen lassen, antwortete Arner. — Ach nein, du tödtest nie-
„manden! erwiederte Therese. — Meinst du, Therese? sagte
„Karl und lächelte. — Ja, ich meine es, sagte Therese und küßte
„ihren Karl. — Du würdest mich nicht mehr küssen, glaube ich,
„wenn ich es thäte, sagte Karl. — Und Therese erwiederte
„lächelnd: das denk' ich auch!"

Meine Herren! Das ist ein schönes Kapitel über die Todesstrafe: Pestalozzi ist, wie Sie sehen, kein Freund derselben, und er hat, glaube ich, besser als zehn Kriminalisten auf einmal uns den Geschmack an der Todesstrafe verleidet. In vollem Ernste, es ist Geschmackssache (und über dergleichen Sachen läßt sich bekanntlich nicht streiten), nicht Sache des Rechts. Denn was in einem Staate ausgemacht ist, ist Recht und besteht zu Recht, und trifft dich die gesetzliche Strafe, die du kanntest oder doch wenigstens kennen solltest, so geschieht dir kein Unrecht. Aber ob sich noch Menschen finden in einem Jahrhunderte und in einem Lande, die vor der Todesstrafe nicht unbedingt zurückschaudern, vor dem Aufknüpfen und Kopfabhacken

kein unüberwindliches Grauen fühlen, das ist freilich eine andere Frage; und haben wir es einmal soweit gebracht, daß alle unsere Männer so edel und rein denken, wie unser Arner, und so zart und menschlich fühlen, wie Therese, seine Gemahlin; haben wir es einmal soweit gebracht, daß kein Mädchen, kein Weib den Mann noch küßt, der ein Todesurtheil zu fällen, der ein Todesurtheil zu unterschreiben wagte, — nun dann brauchen wir die Todesstrafe gar nicht abzuschaffen, dann ist sie abgeschafft und läßt sich ebensowenig wiedereinführen, wie Spießruthen und Hexenprocesse, Folterkammern und Scheiterhaufen. Auch diese Dinge waren ganz nach dem Geschmacke gewisser Zeiten und gewisser Völker: mich dünkt, wir sind mit dem Aufknüpfen und Kopfabhacken bald nun auch da angekommen, wo unsere Väter mit den Spießruthen und Hexenprocessen, den Folterkammern und Scheiterhaufen angekommen waren, als sie diese Strafen in den Gesetzbüchern noch funfzig Jahre stehen ließen, — niemals aber mehr von ihnen Gebrauch machten. Haben sich doch die englischen Geschichtsschreiber vergeblich bemüht, ausfindig zu machen, wann und durch welches Gesetz die Leibeigenschaft — auch eine Art Todesstrafe, der bürgerliche Tod — in England abgeschafft worden sei. Macaulay behauptet, daß sie bis zur Stunde noch durch kein Gesetz aufgehoben sei: aber wozu auch etwas abschaffen, dessen niemand mehr fähig ist?

Um zu unserm Arner zurückzukehren, so ist er nicht säumig, dem armen Hübelrudi wieder zu seiner Matte zu verhelfen.

„Wir sind gewiß schuldig, schreibt er an den Pfarrer, die Fehler „unserer Eltern wieder gut zu machen, soviel wir können und vermögen. „O, es ist nicht recht, Herr Pfarrer, daß man behauptet, ein Rich„ter sei nie in Gefahr, und er sei nie einen Ersatz schuldig. Ach Gott, „Herr Pfarrer, wie wenig kennt man den Menschen, wenn man nicht „einsieht, daß alle Richter eben durch die Gefahr ihres Vermögens „nicht bloß zur Ehrlichkeit, sondern überhaupt zur Sorgfalt und zur „Anstrengung aller Aufmerksamkeit sollten bewogen und angehalten „werden. Aber was ich da vergebens schwatze!"

So ganz vergeblich hat der gute Pestalozzi den trefflichen Arner doch nicht schwatzen lassen. Unsere gutsherrliche Gerichtsbarkeit hat es doch einen Schritt weiter gebracht, als die Justiz zu Bonnal. Dort war der Gutsherr nicht bloß Derjenige,

welcher, wie bei uns, einen gesetzeskundigen Gerichtsverweser zum Richter einsetzt, sondern er war selbst Richter, und sogar Gesetzgeber noch dazu. Der alte Arner hatte die Sache des Hübelrudi ganz nach seinem Gutdünken entschieden; der junge Arner will nun jetzt, wie es ausdrücklich heißt, „seines Großva„ters Fehler wieder gut machen;" „er sinnt aber auch, heißt es später, „still und ernsthaft dem Urtheile nach, welches er über den Vogt fällen „wollte." Er fragt nicht sein Gesetzbuch, nicht das Landesgesetz, welche Strafe der Vogt erleiden soll; es findet sich später auch nicht eine Spur von der Möglichkeit einer Berufung des Verbrechers auf ein anderes und höheres Gericht, sondern des Gutsherrn Entscheidung, „wie sie sein und des Pfarrers väterlicher Ernst diktirt hat," wird vollzogen. Man werfe mir nicht ein, dies sei nur die poetische Gerechtigkeit des Romans: im Jahre 1780 war es wirklich in vielen europäischen Ländern so, und in manchen ist es — nicht bloß in der Türkei — noch heutzutage so.

Das Urtheil Arner's lautet daher auch ganz in patriarchalisch-absolutistischer Weise; ich gebe einige größere Bruchstücke desselben, um noch einige andere Betrachtungen anzuschließen. „Unglücklicher Mann!" sagt Arner, „es thut mir von Herzen leid, „dir in deinen alten Tagen die Strafen anzuthun, die auf Verbrechen, „wie die deinigen sind, folgen müssen. Du hast den Tod verdient, „nicht weil des Hübelrudi's Matte oder mein Markstein eines Men„schen Leben werth sind, sondern weil meineidige Thaten und ein fre„ches Räuberleben über ein Land grenzenlose Gefahren und Unglück „bringen können, u. s. w. Darum hast du den Tod verdient. Ich „schenke dir zwar wegen deines Alters, und weil du einen Theil deiner „Verbrechen gegen mich persönlich ausgeübt hast, das Leben; deine „Strafe aber ist diese:

„Du sollst noch heute in Begleitung aller Vorgesetzten, und wer „sonst noch mitgehen will, zu meinem Marksteine gebracht werden, „um daselbst in Ketten Alles wieder in den vorigen Stand zu stellen. „Hierauf sollst du in das Dorfgefängniß geführt werden: daselbst wird „dein Herr Pfarrer vierzehn Tage lang alle Tage zu dir kommen und „deinen Lebenswandel von dir abfordern, damit man deutlich und klar „finden könne, woher eigentlich diese große Ruchlosigkeit und diese „Härte deines Herzens komme." Weiter folgt die Bestimmung, daß der Pfarrer diese ganze Lebensgeschichte der Gemeinde vorlesen soll.

„Hiermit, heißt es darnach weiter, wollte ich dich gern entlassen, „doch ist es nöthig, daß ich um der unbändigen und rohen Menschen „im Dorfe willen noch hinzufüge:

„Der Scharfrichter soll dich morgen unter den Galgen von Bon„nal führen, dir daselbst deine rechte Hand an einen Pfahl in die „Höhe binden und deine drei ersten Finger mit unauslöschlicher schwar„zer Farbe anstreichen."

Dies ist das unblutige Urtheil Arner's, nach welchem, sobald die entehrenden Ceremonien vorbei sind, aus den Händen des Scharfrichters der Verbrecher in die Hände des Pfarrers übergeht. Wie gewaltig und segensreich die Wirksamkeit dieses Mannes gewesen sei, dies auseinanderzusetzen, ist die weitere Aufgabe des zweiten Bandes von Lienhard und Gertrud, welche nicht hierher gehört, Eins aber zu bedenken und zu betrachten gibt, das in der That hierher gehört.

Eines der gewöhnlichsten Bilder und Gleichnisse ist, den Sünder, den Verbrecher einen geistig Behafteten, einen geistig Kranken zu nennen. Was, sage ich, ist also ein Gefängniß, ein Arbeitshaus, ein Zuchthaus anders, als ein geistiges Krankenhaus? Aber was würden Sie sagen, meine Herren, wenn Sie an einem Krankenhause mit vielen hundert, ja mehr als tausend Kranken nur einen Arzt, und vielleicht noch dazu nur einen ganz jungen Arzt fänden? — Und nun vergleichen Sie einmal die geistliche Seelsorge in unsern Gefängnissen, Arbeitshäusern und Zuchthäusern? Diese Stellen sind gewöhnlich gar dürftig ausgestattet und ebendeswegen auch gewöhnlich nur mit Anfängern in dem Predigt- und Seelsorgeramte besetzt, welche sobald als möglich es weiter zu bringen suchen, um — einem andern Anfänger wiederum Platz zu machen. Ruhe und Ordnung mag dabei gar wohl durch die Aufseher erhalten werden, aber ist es denn in einem Krankenhause genug, wenn die armen Behafteten eben nur unter Dach gebracht sind? Manches Krankenhaus besitzt ein ganzes Collegium von Aerzten: Hofräthe, Oberärzte, Unterärzte, und mit vollem Recht. Wo aber ist das Zuchthaus zu finden, das drei bis vier, und zwar gutbesoldete Geistliche aufzuweisen hätte, Männer, welche es sich zur Aufgabe ihres ganzen Lebens machen könnten, gleich unserm Herrn, zu den Zöllnern und Sündern zu gehen, mit ihnen zu essen und zu trinken, nach seinem Ausspruche: die

Kranken bedürfen des Arztes, nicht die Gesunden. Dies würde allerdings mehr Geld, als bisher, kosten; aber in einem Kultur- und Humanitätsstaate wird überhaupt des Kultusministers Budget leicht das größte von allen Budgeten sein.

Unser Arner sagt: „wir müssen es mit dem armen Volke der „Erde, das wir Verbrecher heißen, ganz anders anfangen und „ihre Besserung und Rettung als die erste Angelegenheit der Mensch„heit betrachten." Und dem Pfarrer legt Pestalozzi folgende Worte auf der Kanzel in den Mund: „ich möchte meine Stimme „erheben und zurufen dem Volke in niedern Hütten und ihm sagen: „du kannst an diesen Unglücklichen thun, was keine Obrigkeit an ihnen „thun kann, — du kannst sie wieder zu Menschen machen, du kannst „sie wieder mit sich selbst und mit ihren Mitmenschen aussöhnen; du „kannst ihrem weitern Elend und ihren weitern Verbrechen vorbeugen „und sie an deiner Hand dahin leiten, daß sie zu einer friedlichen Ruhe„stätte gelangen."

„Ich möchte dem Volke der Erde, in dessen Brust ein Menschen„herz schlägt, zurufen und sagen: es ist kein Gottesdienst und „kein Menschendienst größer und edler, als die Güte, die „man gegen Menschen ausübt, welche durch ihre Fehler verwirrt, durch „ihre Schande erniedrigt, durch ihre Strafe verwildert sind, wie ja „auch die gefährlichsten Kranken zur Wiederherstellung ihres verheer„ten Lebens und ihrer gewaltsam zerstörten Natur mehr, als alle andern „Menschen, Schonung, Menschlichkeit und Liebe nöthig haben. — „Aber ich erwache von meinem Traume, das Volk der Erde steht nicht „vor mir, und die Geschlechter der Erde hören mich nicht!"

Ja doch, edler Pestalozzi, du wahrer Menschenfreund, das Volk hat dich gehört, wenn auch nur Wenige. Selbst unser kleines Sachsen besitzt einen Verein zur Unterbringung der aus dem Zuchthause Entlassenen, obschon nicht Alle mit dessen Wirksamkeit vollständig zufrieden und einverstanden sind. Nun, verlangt ein solcher Verein eine Veranschaulichung dessen, was er will und soll, so sagt ihm Pestalozzi:

„Der Mensch ist immer mit gar vielen Fäden an sein Leben an„gebunden, und es braucht gar viel, ihm neue anzuspinnen, die ihn „so stark, als die alten, auf die andere Seite hinziehen. Diese alten „Fäden, mit denen ein Verbrecher an sein altes Leben angebunden ist, „abzuschneiden und ihm neue anzuspinnen, die ihn zu einem bessern

„Leben führen sollen, ist das einzige Mittel, den Verbrecher zu bes-
„sern; und wenn man dieses Mittel nicht braucht, so ist Alles, was
„man sonst an ihm thut, wie ein Tropfen Wasser ins Meer."

Wer gedächte hier nicht dankbar des Zweckes unserer Pestalozzistiftung in Leipzig?

Kommen wir noch einmal auf unsere Seelsorge in den Gefängnissen und Zuchthäusern zurück, so herrscht unter uns noch weit und breit der Glaube, die Verbrecher kämen aus den Gefängnissen und Zuchthäusern schlimmer heraus, als sie hineingekommen sind. Von Herzen wünschte ich, daß man diesen Glauben durch glänzende Thatsachen Lügen strafen möchte: die häufigen Rückfälle unserer Verbrecher sind zur Zeit freilich Beweis genug, bisher sei die Bestrafung der Verbrecher mehr noch Sache des Polizeistaates, als des Kulturstaates; es sei, wie Pestalozzi sagt, „die Bestrafung „eines wüthenden Thieres, das man einsperrt oder von der Erde „vertilgt, damit es nichts mehr auf der Erde schade; nicht aber die „Bestrafung eines Menschen, mit welcher man ihn selber und seinen „Nächsten weiser und besser machen wollte, als sie zuvor waren."

In unserm Roman zieht die Gemeinde aus der Kirche auf die Richtstätte; in welchem Zustande kommen bei uns die Neugierigen, welche einer Hinrichtung meilenweit nachziehen, auf der Richtstätte an? Betrunken, in Branntwein berauscht, um in diesem Zustande die kannibalische Lust, Menschenblut vergießen zu sehen, desto kannibalischer zu genießen. Und doch wissen wir Leipziger Lehrer aus Erfahrung, wie schwer es hält, nicht bloß die Erwachsenen von einem solchen Schauspiele entfernt zu halten, nein, sie davon abzuhalten, ihre Kinder mitzunehmen.

In Pestalozzi's Roman herrscht in diesem Punkte eine solche Reinheit und, möchte ich sagen, Keuschheit der Empfindung, daß er außer in jenem kurzen Gespräch zwischen Herrn und Frau von Arnheim die Todesstrafe nicht einmal erwähnt; mit großer Menschenkenntniß, meine ich: denn das hat der Mensch mit dem Tiger gemein, daß er Menschenblut nicht vergießen sehen kann, ohne selbst blutgierig zu werden; ja, nicht einmal von Blutvergießen kann er viel hören, ohne dadurch entmenscht zu werden. Bei Pestalozzi hat dieser Gegenstand der Betrachtung etwas so Sanftes und Mildes, daß wir uns wahrhaft menschlicher und christlicher nach der Lesung solcher Abschnitte fühlen.

„Weinet, sagt er, über die Menschen, die in die Hände der „Gerechtigkeit fallen, und bittet Gott, daß sich die Fürsten je länger „je mehr dieser Armen und Elenden erbarmen und ihre Leiden nie grö„ßer machen, als die Noth es erfordert. Und, meine Kinder, wer„det selber immer menschlicher, schonender und gewissenhafter gegen „solche Unglückliche und glaubet, das Beispiel der Knechte, „die mit ihren Mitknechten, welche im Unglück sind, „Mitleid zeigen, muß auch auf die Herren der Erde „wirken, daß auch sie mitleidig und schonend gegen „Unglückliche werden."

Diese letzte Wendung, meine Herren, in der Ermahnung Pestalozzi's an das Volk führt mich auf den letzten, hochwichtigen Punkt in Pestalozzi's politischem Glaubensbekenntniß.

Nirgends hat unser Pestalozzi in diesem Roman auch nur ein ermahnendes Wort an die Herren der Erde, an die Gewaltigen, an die Fürsten gerichtet: es war damals — wie ich später nachweisen werde — sein Grundsatz, dies nicht zu thun, aber ebenso auch sein Grundsatz, das Volk der Erde, „das Volk in niedern Hütten," wie es oben hieß, zu ermahnen, damit durch dessen Beispiel die Herren der Erde erbauet und veredelt würden.

Es kann dies bei Pestalozzi und in diesem Roman auf Augenblicke befremden. In Arner's und seines Großvaters Personen haben wir das vollständige Bild einer großen erblichen, bald schädlichen, bald heilsamen Machtvollkommenheit. Da der Menschen Wohl und Wehe auf bessern Grundlagen ruhen kann und ruhen soll, habe ich einfach den Schluß gezogen, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit und das gutsherrliche Pfarrpatronat müsse abgeschafft werden. Pestalozzi thut dies nicht, und ich darf ihm hierin nicht Recht geben; noch weniger aber kommt es ihm bei, ihm, dem Bürger eines Freistaates, durch seine Schilderungen die erbliche Fürstengewalt in den Augen seiner Landsleute herabsetzen zu wollen, und hierin muß ich ihm Recht geben. Denn an die Stelle der erblichen Monarchie mußte er entweder ein Wahlreich setzen, über welches Deutschland, Polen, Ungarn, Schweden, ja die ganze Weltgeschichte den Stab gebrochen haben; oder er mußte an ihre Stelle den Freistaat setzen, der nur in sehr kleinen, fast niedlichen Verhältnissen, oder in ausgedehnten Staaten von lockerem Zusammenhange, so daß, wie in Nord-

amerika, die Reibungen nicht Feuer fangen lassen, oder endlich in höchst tugendhaften Staaten ungefährlich sein kann. Darum läßt Pestalozzi die erbliche Fürstengewalt unangetastet; und es fragte sich zuletzt nur noch, wie er dem möglichen Mißbrauch derselben, der in seinem Roman sich im Kleinen auf schaudererregende Weise abspiegelt, abzuhelfen gedenkt.

Pestalozzi's Staatsweisheit ist auch hier eine andere, als die unserer gewöhnlichen Politiker: sein Staat ist der sittliche Staat, der Humanitäts- und Kulturstaat; der Staat der gewöhnlichen Politiker ist der bloß civilisirte Polizeistaat. Sie sind daher mit einem ganz äußerlichen Auskunftsmittel sogleich bei der Hand: eine Konstitution oder Charte, eine freie Verfassung mit Volksvertretung, sie gibt nach ihrer Meinung durch eine naturgemäße Umschränkung der Fürstengewalt die nöthigen Bürgschaften gegen allen Mißbrauch der höchsten Gewalt.

Aber mit dürren Worten sagt ihnen — um für Pestalozzi hier einen Gewährsmann eintreten zu lassen — der jüngste Geschichtsschreiber Englands, Macaulay, daß Englands so gepriesene Konstitution oder Charte in den frühern Jahrhunderten wohl zehnmal mit Füßen getreten worden sei, und daß sie erst seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts wirklich vor allen Uebergriffen der höchsten Gewalt sicher sei. Wie so aber dies? In England hatte damals König und Adel, Geistlichkeit und Volk fast zwanzig Jahre einer tyrannischen Soldatenherrschaft unterlegen, und von dieser Zeit her schreibt sich in England die ungeheure Scheu vor jeder großen und gebieterischen Heeresmacht, so daß, wenn das Unterhaus seitdem auf eine Vermehrung des stehenden Heeres antrug, Oberhaus und Minister mit Schrecken zurückbebten. Der Gedanke einer großen Armee, der den Fürsten des Festlandes Zuversicht gibt, ist in England gerade von entgegengesetzter Wirkung. Und darum, nur darum, sagt Macaulay, sind wir Engländer, was wir sind, und bleibt ihr Festländer, was ihr seid.

Und gewiß, der Mann hat Recht, ja er bekommt durch Pestalozzi's Ansicht vom Staate erst vollkommen Recht. „Der „bloß civilisirte Mensch sucht, wie Pestalozzi sagt, „trotz seiner glatten, feinen Sitten doch nicht mehr, „als der Wilde im Walde auch sucht," nemlich das Recht

des Stärkern, die rohe Uebermacht; treten daher nicht, wie dies Macaulay von England nachweist, äußere Umstände begünstigend hinzu, — und diese treten auf dem Festlande nicht hinzu — so ist alle auf konstitutionelle Verfassung gebaute Hoffnung eitel und thöricht. Die innern Bedingungen, daß „die Charte eine Wahrheit werde," fehlen, sie müssen in dem bloß civilisirten und policirten Staate fehlen, und nur der Humanitäts- und Kulturstaat kann sie geben, der geistig und sittlich gebildete Staat, in welchem eine Charte oder Konstitution nicht dasteht wie ein Fähnchen, welches die Belagerer auf den Mauern der Stadt im Sturme erbeutet und weggeführt haben, und das ihnen die Belagerten beim nächsten glücklichen Ausfalle wieder entreißen können, sondern wie das heilige Panier zweier treuer und ehrlicher Bundesgenossen, die sich gegenseitig kennen, sich gegenseitig achten und sich gegenseitig lieben. Und thun sie das Alles um Gottes willen, so ist es nicht bloß ein geistig und sittlich gebildeter, so ist es ein religiöser Staat, dessen Konstitution eben nichts ist, als der schlichte und einfache Inbegriff unserer heiligsten Pflichten gegen unsere Nebenmenschen.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß der Einzelne auch diese heiligsten Pflichten verkennen, vergessen, verrathen und verletzen könne, daß der Einzelne für seine Staatswissenschaft oder Politik eine andere Moral, als die gemeine Sitten- und Katechismuslehre, sich schaffen könne; ebensowenig soll geleugnet werden, daß der Einzelne dies wirklich thun werde: der Kultur- und Humanitätsstaat ist ja kein idealer Staat, und des Irrthums und der Sünde wird auch er noch genug haben. Aber ist die Masse geistig und sittlich gebildet, fromm und religiös begeistert und erwärmt, wird da nicht eben dieser Einzelne trotz mancher Rathgeber von vornherein rathlos, trotz aller Macht von vornherein ohnmächtig, trotz aller Waffen von vornherein entwaffnet dastehen? Wird er nicht die öffentliche Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, die öffentliche Sittlichkeit und Frömmigkeit, kurz die öffentliche Meinung und die allgemeine Stimme hören müssen? Hören wir hier unsern Pestalozzi noch einmal — es soll für heute das letzte Mal sein — wie er in seiner Vorrede zu Lienhard und Gertrud die Gleichnißrede eines Rabbiners nach einer lateinischen Uebersetzung wiedergibt:

„Es waren, erzählt der Rabbiner, unter den Völkern der „Heiden, die rings umher und um das Erbtheil Abrahams wohnen, „Männer voll Weisheit, die weit und breit auf der Erde ihres Glei„chen nicht hatten; diese sprachen: lasset uns zu den Königen und „ihren Gewaltigen gehen und sie lehren, die Völker auf Erden glück„lich zu machen."

„Und die weisen Männer gingen hinaus und lernten die Sprache „des Hauses der Könige und ihrer Gewaltigen, und redeten mit den „Königen und ihren Gewaltigen in ihrer Sprache."

„Und die Könige und ihre Gewaltigen lobten die weisen Männer „und gaben ihnen Gold und Seide und Weihrauch, thaten aber gegen „die Völker, wie vorhin. Und die weisen Männer wurden von dem „Golde und der Seide und dem Weihrauch blind und sahen nicht mehr, „daß die Könige und ihre Gewaltigen unweise und thöricht handelten „an allem Volke, das auf Erden lebt."

„Aber ein Mann aus unserm Volk, fährt der Rabbiner „fort, schalt die Weisen der Heiden, gab dem Bettler am Weg seine „Hand, führte das Kind des Diebes und den Sünder und den Gebann„ten in eine Hütte, grüßte die Zöllner und die Kriegsknechte und die „Samariter, wie seine Brüder, die aus seinem Stamme waren."

„Und sein Thun und seine Armuth und sein Ausharren in seiner „Liebe gegen alle Menschen gewannen ihm das Herz des Volkes, daß „es auf ihn trauete als auf seinen Vater. Und als der Mann aus „Israel sah, daß alles Volk auf ihn trauete als auf seinen Vater, „lehrte er das Volk, worin sein wahres Wohl bestehe; und das „Volk hörte seine Stimme, und die Fürsten hörten „die Stimme des Volkes."

Nun, ihr Lehrer, so gehet hin und thut desgleichen. An Pestalozzi selbst sind des Rabbiners Worte wunderschön in Erfüllung gegangen. Nachdem sich lange das biedere und menschenfreundliche „Volk in niedern Hütten" um Pestalozzi geschaart hatte, finden sich vierzig Jahre später — im Jahr 1818 — unter Denjenigen, welche auf die vollständige Ausgabe seiner Werke im Voraus unterzeichneten, nicht weniger als neunundDreißig fürstliche Personen, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an ihrer Spitze! „Der glückliche Greis," wie er sich selbst nennt, der glückliche Greis, der dies noch erlebte!

Aber darum, ihr Lehrer des Volks und ihr Freunde des Volks, werdet gleich Pestalozzi nicht müde, eure mahnende und belehrende, tröstende und ermunternde Stimme weithin durch alle Gauen des Vaterlandes erschallen zu lassen: es wird eine Zeit kommen — und wäre es auch erst nach vierzig Jahren — wo eure Hoffnungen und Wünsche zu Hoffnungen und Wünschen des ganzen Volkes geworden sind, und dann wird auch die mächtige Hand nicht fehlen, welche zur Feder greift und — unterzeichnet.

Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.

Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.

Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.

Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heissen.

Schulnachrichten.

Da ich nicht voraussetzen darf, daß das Moderne Gesammtgymnasium und sein eigenthümlicher Charakter seit der ersten Ankündigung von dessen Gründung im Februar 1849 so genau und so allgemein, wie ich es wünschen muß, bekannt geworden sei, lasse ich jene Ankündigung, wie sie in der Leipziger Zeitung, der Deutschen Allgemeinen Zeitung und dem Leipziger Tageblatte damals abgedruckt war, den heutigen Schulnachrichten vorausgehen, zugleich auch in der Absicht, jene Anzeige aus der flüchtigen Tageslitteratur in die Chronik der Anstalt überzutragen und gleichsam den Akten des Gymnasiums einzuverleiben. Zu meiner großen Freude habe ich Veränderungen an diesem ersten Plane der Anstalt nicht zu machen und nur hinzuzufügen, daß ich auf den Wunsch vieler Eltern und um die beiden Klassen der deutschen Schule in schärfere Grenzen schließen zu können, bei der Hohen Kreisdirection um die Erlaubniß nachgesucht habe,

eine Elementarschule

für Knaben von 6—8 Jahren meiner Anstalt hinzufügen zu dürfen. Die Genehmigung meines Gesuchs vorausgesetzt, würden die bisherigen Beschränkungen bei der Aufnahme neuer Schüler von nun an wegfallen.

Der ursprüngliche Plan der Anstalt, welcher hierdurch, wie ich ausdrücklich wiederhole, in keiner Weise verändert wird, lautete folgendermaßen: „Leipzig, im Febr. 1849. Unsere gelehrten Gymnasien hatten „in ihrer mittelalterlichen Verfassung nur ein Ziel, die Kenntniß der „altklassischen Sprachen; aber siehe, seit einer Reihe von Jahren „verlangt unsere reiche, ihrer selbst mehr und mehr bewußte Gegenwart, „daß Mathematik und Naturwissenschaften, so wie neu„klassische Sprachen und Litteraturen mit jenen altklassischen „Sprachen gleiche Berechtigung finden sollen: läßt sich auch der kind„liche und jugendliche Geist mit der verdoppelten und verdreifachten For„derung zugleich an Kraft und Fähigkeit verdoppeln und verdreifachen?“

„So gestellt mußte diese Frage einfach verneint werden, und man „schlug nun den leidigen Weg der Vereinbarung ein, wollte mit dem „Alterthum nicht brechen und mit der Gegenwart es nicht „völlig verderben, und fühlt jetzt nach all den unfruchtbaren Verhand„lungen über das Mehr oder Weniger eines Lehrgegenstandes das „Verlangen nach „**Gymnasialreform**“ nur um so lebhafter.“

„Nun, und was soll denn reformirt werden, wenn weder der „kindliche und jugendliche Geist, noch das großartige Alterthum, noch „die gebieterische Gegenwart Zugeständnisse machen? Unser Schul„plan, unser Schulorganismus und unsere Lehrmethode „müssen reformirt werden.“

„Und diese lassen sich reformiren!“

„Ein solches reformirtes, seiner mittelalterlichen Form ent„kleidetes Gymnasium wird sich ein modernes Gymnasium nennen, „wie auch die hier nachfolgenden Grundsätze desselben, von unserer

„Zeit erst anerkannt, obschon noch nicht allgemein genug angewendet, „modern im besten Sinne des Wortes genannt werden müssen:"

„Erstens lehre man die leichtern Sprachen vor den schwerern, „und wo möglich so, daß die letztern aus den erstern von selbst her„vorgehen und, wenn auch nicht historisch, doch psychologisch ent„stehen, wie es die genetische Methode von Prof. Lindner „will; demnach erst das Deutsche und Englische, dann das Französische, darauf das Lateinische, und endlich das Griechische."

„Zweitens zersplittere man nicht die Kraft, sondern lehre jede „Sprache, wenn sie die Reihe trifft, „massenhaft" in 10—12 Stunden „wöchentlich, nach der concentrirenden Methode, wie sie G. Her„mann ganz entschieden und wiederholt empfohlen hat. Nach jener „Zeit möge jede Sprache in verhältnißmäßig geringer Stundenzahl fort„geführt und nach Befinden zuletzt, mit Vorbehalt einer Ueberwachung „von Seiten der Schule, dem Privatfleiße anheimgegeben werden."

„Drittens lehre man auch die einzelnen Sprachen und Wissen„schaften mit gewissenhafter Berechnung, wie viel der kindliche und „jugendliche Geist auf einmal zu tragen im Stande sei, nach der cal„culirenden Methode von Seidenstücker und Ahn."

„Viertens lehre man anschaulich, was sich anschauen läßt, „und öffne die Sinne, indem man sie mit der uns umgebenden Natur „in Berührung bringt. Bleibt dieser Anschauungsunterricht, „wie ihn Pestalozzi's Schüler zu uns brachten, auch auf dem „Gymnasium noch echt elementarisch, so wird man sicherlich mit „dem bisherigen Maaße von Lehrstunden für Mathematik und „Naturwissenschaften völlig ausreichen."

„Endlich fünftens gruppire man um diejenige Sprache, welche „gerade die Reihe trifft, Geschichte, Geographie und Statistik derselben „Nation, nach der associirenden Methode von Director Vogel, „und mache dadurch diese sprachlichen Kurse zu eben so viel kleinen, „innerlich geschlossenen und organisirten Schulen."

„Ueber diese Methoden mehr hier zu sagen, ist zum Theil un„nöthig, zum Theil nicht wohl thunlich; darum folge hier nur der „Stufengang des Sprachunterrichts, der nach dem Obigen von „selbst als Mittelpunct des ganzen Unterrichts hervortritt."

„Nachdem der Knabe die **Elementarschule** — sei es die des „Modernen Gesammtgymnasiums selbst, oder irgend eine andere „Elementarschule — im 8. Jahre verlassen hat, kommt er zunächst „in die **Deutsche Schule**, um hier die äußern Hindernisse unserer „Sprache, wie die Orthographie, für alle Zukunft zu überwinden und „in seinem deutschen Schulwörterbuch und seiner deutschen „Schulgrammatik für alle Zukunft heimisch zu werden."

„Im 9. oder 10. Jahre rückt er auf 2 Jahre in die **Englische** „**Schule** auf und findet hier die Sprache jenes großartigen, uns so „nahe verwandten Inselvolks, die fast ganz ohne Formenwechsel und „mit einem guten Theil deutscher Wörter dem Knaben Zeit läßt, seine „Organe tüchtig auszubilden, die allgemeinen logischen Umrisse der

„Grammatik in sich aufzunehmen und die romanischen Elemente dieser „Sprache seinem Gedächtniß einzuprägen. Dieser Wörterschatz wird „ihm unmittelbar nachher die besten Dienste leisten."

„Im 11. oder 12. Jahre rückt er nämlich auf 1½ oder 2 Jahre „in die **Französische Schule**, welche eine ungleich schwerere, an „zierlichen Formen reiche und an logischer Strenge noch unübertroffene „Sprache lehrt."

„Am Schlusse dieses Zeitraums ist der Schüler an dem Scheide„wege angekommen, wo er im 13. oder 14. Jahre entweder in das „**gelehrte Gymnasium** oder in das **Realgymnasium** übergeht."

„Im letztern Falle wird der Schüler auf dem **Realgymna„sium** das Studium fremder Sprachen fast nur noch praktisch fort„setzen, indem er mathematische, geschichtliche, naturwissenschaftliche „und andere Bücher in englischer und französischer Sprache „zu lesen, dergleichen Vorträge in diesen Sprachen zu hören, der„gleichen Arbeiten in diesen Sprachen anzufertigen hat. Der Mittel„punkt seiner Thätigkeit wird dagegen zuerst ein mathematischer „Kursus und darnach ein naturwissenschaftlicher Kursus „sein, worauf ihn die Realschule im 15. oder 16. Jahre entweder „dem praktischen Leben oder einer Fachschule übergibt."

„Im andern Falle, wo sich der Schüler für das **gelehrte „Gymnasium** entscheidet, tritt er zuerst auf 2 Jahre in die **Latei„nische Schule** und darnach in die **Griechische Schule** ein, „wo ihm diese Sprachen wiederum so massenhaft, wie früher die „neuklassischen Sprachen, gelehrt werden. Die lateinische Sprache „bringt er nach Inhalt und Form zu einem sehr großen Theil aus der „englischen und französischen Schule mit, was bei einer so schweren „Sprache ein höchst bedeutender Gewinn ist."

„Demnach umfaßte — mit Ausschluß der Elementarschule — „das ganze Gymnasium die Zeit vom 8. bis 16. und beziehentlich 18. „Lebensjahre und bestünde aus einer Vorschule (oder einem Pro„gymnasium), aus einer gelehrten Schule (oder einem gelehr„ten Gymnasium), und aus einer Realschule (oder einem Real„gymnasium), und rechtfertigte dadurch, so wie durch die Rücksicht „auf die Bedürfnisse und die Hilfsmittel der Gegenwart gewiß seinen „Namen **Modernes Gesammtgymnasium**."

„Hinsichtlich der philologischen Grundlagen einer solchen Anstalt ver„weise ich auf meine bei Hinrichs in Leipzig erschienene Schrift: Die „Bildungselemente der deutschen, englischen und französischen Sprache."

Soweit der Plan von 1849, welcher bisher sich trefflich bewährt hat. — Die Lehrstunden der Deutschen und Englischen Schule waren folgende:

Deutsche Schule: Religion 4 Stunden (dazu Sonntags um 11 Uhr eine Erbauungsstunde), Deutsch 9 St., Rechnen 4 St., Geschichte und Geographie 3 St., Naturgeschichte 2 St., Zeichnen 2 St., Schreiben 2 St., Singen 2 St., Leibesübungen 2 St.

Englische Schule: Religion 4 Stunden (dazu Sonntags

um 11 Uhr eine Erbauungsstunde), Englisch 10 St., Deutsch 3 St., Rechnen 4 St., Geschichte und Geographie 3 St., Naturgeschichte 2 St., Zeichnen 2 St., Schreiben (einschließlich der Stenographie) 3 — 4 St., Singen 2 St., Leibesübungen 2 St.

Die Leibesübungen, über deren Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit etwas hinzuzufügen, in unserer Zeit völlig überflüssig wäre, finden gleichwohl nur im Winter Statt, da es im Sommer den Kindern an Leibesbewegung nicht fehlen kann, und die Anleitung zu richtigem, geschickten und gewandten Gebrauche der Glieder in sechs Monaten des Jahres wohl erschöpft werden kann. Diese Lehrstunden sind übrigens in den Stundenplan der Anstalt (zur Zeit Montags und Donnerstags von 3 bis 4 Uhr) aufgenommen worden und wurden in der Nähe der Anstalt, auf dem Gewandhause, vom Herrn Fechtmeister Berndt und dessen Hilfslehrer, Herrn Ganzauge, gegeben.

Die Erbauungsstunden, Sonntags um 11 Uhr, wurden von einigen Schülern fast gar nicht, von vielen nicht gleichmäßig besucht. So sehr ich dies bedauert habe, kann ich mich gleichwohl nicht entschließen, den Besuch dieser Stunden bei der Aufnahme neuer Schüler zur Bedingung zu machen: die Anstalt wird, nach wie vor, den Kindern Gelegenheit geben, auch ihren Sonntag zu haben und nicht bloß die sonntägigen Kleider anzulegen, sondern auch eine recht ernste, des Sonntags würdige Stimmung des Gemüths anzunehmen; sie überläßt aber die Benutzung dieser Gelegenheit ganz dem Ermessen, sowie die Ueberwachung des Besuchs selbst ganz der Fürsorge der Eltern. Gewiß ist, daß ich gar schöne Feierstunden mit meinen Kindern an den Sonntagen verlebt habe, und ebenso gewiß, daß, wenn die geehrten Eltern mir ihre Ansichten über die Sonntagsfeier der Kinder offen mittheilen wollten, manches Mißverständniß sich augenblicklich heben würde.

Endlich fühle ich mich jetzt, nachdem die vier Klassen der englischen Schule sich im Laufe der jüngsten zwei Jahre vollständig gebildet haben, und die erste englische Klasse im Begriff steht, nächste Ostern in die französische Schule überzugehen, veranlaßt, Einiges über unsern englischen Unterricht hier hinzuzufügen.

Obenan muß ich die angenehme Erfahrung stellen, daß nicht wenige erst neunjährige Knaben vollständig befähigt erschienen, im Englischen den Anfang zu machen. Unser Weg ist weit, und mit besonderm Vergnügen werden es die Lehrer der Anstalt sehen, wenn ihre Zöglinge schon im 13. Jahre aus dem Progymnasium in das gelehrte Gymnasium oder das Realgymnasium der Anstalt übergehen.

Der grammatische Theil des englischen Unterrichts wird in Klasse IV und III nach Anleitung unsers englischen Elementarbuchs (Leipzig bei Renger) ertheilt, und zwar so, daß die deutschen Paragraphen in schriftlicher Uebersetzung wiedergegeben werden. In Klasse II und I schließt sich dieser Unterricht an die Uebersetzung von Arnold, hundert kleine Erzählungen (Leipzig bei Klinkhardt) oder von Houwald, Fluch und Segen (Leipzig bei Klinkhardt) an, mit fortwäh-

render Beziehung auf jenes Elementarbuch, das ausdrücklich in diesen obern Klassen mündlich wiederholt wird.

Bei der Lesung englischer Schriften ist der Grundsatz festgehalten worden, daß die erste Hälfte oder das erste Drittel eines Buchs langsam in der einen Klasse, die andere Hälfte oder die andern zwei Drittel aber in der nächsten Klasse schnell gelesen werden. So liest die IV. Klasse von den kleinen biblischen Erzählungen, Little Stories (Leipzig bei Klinkhardt) die erste Hälfte des Büchleins in wöchentlich vier Stunden, und die III. Klasse beendigt das Buch später in wöchentlich einer Stunde. Diese III. Klasse beginnt dagegen einen englischen Robinson (Leipzig bei Köhler) und führt dessen langsame und genaue Lesung bis auf ein Drittel des Buchs, während die II. Klasse die andern zwei Drittel in ununterbrochner Uebersetzung zu Ende zu bringen sucht. In derselben Klasse beginnt dagegen die langsame Lesung einer British Story (Paris bei Baudry), deren letzte zwei Drittel ebenfalls erst in der I. Klasse in rascher Uebersetzung nachfolgen, während zugleich die I. Klasse Walter Scott, Tales of a Grandfather (Berlin bei Schlesinger) langsam liest, deren größere Hälfte einer raschen Uebersetzung in der französischen Schule vorbehalten bleibt.

Einmal in der Woche (gewöhnlich Sonnabends) wird ein Stück des Gelesenen diktirt, als Probe, wie weit die Schüler die englische Orthographie inne haben, da es im Englischen gleichsam zwei Sprachen, nemlich einmal wie es gesprochen, und das andere Mal wie es geschrieben wird, zu lernen gibt. Dieser letztere Theil der Sprachfertigkeit ist so wichtig, daß nach jenen Diktaten die Plätze der Schüler in ihrer Klasse auf je eine Woche bestimmt werden.

Die eigentliche Sprechfertigkeit der Schüler wird daneben durch die größtmögliche Sicherheit in der Formenlehre des Englischen angestrebt, während die calculirende Methode unsers Elementarbuchs, unserer Little Stories und selbst der andern Lesebücher von selbst für einen reichlichen Wörterschatz sorgt. Da aber die Formenlehre des Englischen unglaublich dürftig ist, wodurch diese Sprache selbst recht eigentlich zur Kleinkindersprache in unserer Anstalt werden kann, so sind diese Knaben auch schon nach 3—4 Monaten im Stande, sich über das Gelesene nicht übel in englischer Sprache auszudrücken. Und darauf legt das Moderne Gesammtgymnasium ein ganz besonderes Gewicht. Während alle Gymnasialreform-Vorschläge bisher das Schreiben und Sprechen fremder Sprachen beschränkten, ja wohl ganz beseitigten, betrachtet das Moderne Gesammtgymnasium gerade diese Fertigkeiten — unbeschadet der grammatischen Durchbildung — als die nothwendige Probe, ob die fremde Sprache unser Eigenthum geworden sei und wir durch sie einen wirklichen Gewinn an geläufigen neuen Begriffen und geläufigen neuen Begriffsformen erhalten haben. Wer eine fremde Sprache nur, wie man zu sagen pflegt, versteht, ohne im Stande zu sein, sich selbst in ihr auszudrücken — ein sehr bezeichnender Ausdruck dieses Sichselbstausdrücken — verhält sich bei diesem Studium fast nur leidend und

wird die eigne Kraft wenig mehren. Mag er immerhin beim Lesen der fremden Sprache und beim Uebersetzen aus derselben auch empfangend sein, es bleibt doch nur ein todter Schatz, ein müßiges Kapital, so lange der Geist nicht die nöthige Spannkraft und Gewandtheit erhält, sich in diesen fremden Räumen augenblicklich zurechtzufinden und in diesen fremden Formen sich unbeengt zu bewegen. Nicht Gäste und Miethbewohner sollen wir bleiben in dem fremden Gebäude, sondern Hausherren und Eigenthümer werden. Und ob wir dies sind, zeigt sich eben beim Schreiben, vorzugsweise aber beim Sprechen einer fremden Sprache. Den Hörer können wir nun einmal nicht minutenlang warten lassen, bis wir aus Gedächtniß und Verstand stückweise das fremde Gewand, in welches wir unsere Begriffe nach und nach einkleiden, herbeigeschleppt und zusammengesetzt haben; beim Sprechen der fremden Sprache müssen wir uns bestreben, sogleich in der fremden Sprache zu denken, und das ist eben der reine Gewinn für uns. Wir haben nun, wie schon die Alten sagten, statt eines Kopfes deren zwei. Hiebei ist — außer dem oben beschriebenen grammatischen und lexikalischen Unterbau — des Lehrers lebendiger Vortrag in der fremden Sprache, indem er den Schülern gleichsam vordenkt, die kräftigste Unterstützung, und in dieser Absicht ist den Schülern der ersten und zweiten Klasse die Geographie von England und Nordamerika in wöchentlich 1—2 Stunden, sowie ein Theil des Rechenunterrichts in englischer Sprache ertheilt worden. Das Rechnen selbst hat dabei, wie die letzte Prüfung thatsächlich erwies, nur gewonnen, da die ganze Sammlung des Gemüths, welche der Gebrauch einer fremden Sprache an sich erfordert, zugleich dem Rechnen zu Gute kommt. In derselben Absicht wird der Unterricht in der Geometrie demnächst in der französischen Schule ganz in englischer Sprache ertheilt werden.

Möge man aus diesem Bruchstücke des Schulplanes ersehen, daß die in dem obigen Plane in Aussicht gestellten Reformen des Schulorganismus und der Lehrmethode nicht leere Worte geblieben sind; möchten sich auch meine geehrten Leser bei den bevorstehenden,

am 31. März und am 1. und 2. April

stattfindenden öffentlichen Prüfungen recht zahlreich einfinden, um über die Früchte der jungen Anstalt sich ein selbstständiges und wohlbegründetes Urtheil zu bilden.

Die Gesammtzahl der Schüler ist zur Zeit 70, die höchste Zahl von Schülern einer Klasse wird jederzeit 20 sein. Das Schulgeld beträgt in den Elementarklassen 30 Thlr., in den deutschen Klassen 40 Thlr., und von den engl. Klassen an unverändert bis in die höchsten Klassen 50 Thlr.

Leipzig, den 25. Februar 1851.

Dr. **E. J. Hauschild,**
Director.

Druck von Wilh. Staritz.

LIBRARY OF CONGRESS
0 022 159 793 A